

# Traumland Osten

Deutsche Bilder vom östlichen Europa  
im 20. Jahrhundert

Herausgegeben von

Gregor Thum

Vandenhoeck & Ruprecht

Gregor Thum

## Ex oriente lux – ex oriente furor

### Einführung

Kein geographischer Raum hat die Deutschen im 20. Jahrhundert so sehr in seinen Bann gezogen wie der Osten Europas. Kein Raum hat ihre Phantasie mehr angeregt, vermochte sie gleichzeitig so sehr in Schrecken zu versetzen wie mit Hoffnung zu erfüllen. Auch hat sie kein Raum mehr herausgefordert zu Urteilen und Kulturvergleichen. Kein Raum schließlich schien den Deutschen als Bezugspunkt besser geeignet, um ihre eigene Kultur und um ihre Rolle in der Welt zu definieren. Die Deutschen wähten sich selbst in der Mitte zwischen Ost und West, was sie mal als Privileg, mal als Bedrohung empfanden. Sie definierten sich als Brückenkopf westlicher Zivilisation gegenüber dem Osten und als Vermittler östlicher Kultur nach Westen, fungierten als Bollwerk des Abendlands und Vorposten des Sozialismus, waren mal auf dem Sprung nach Osten oder auf der panischen Flucht vor ihm. Aber ohne den Bezug zum östlichen Europa sind die Deutschen, ist Deutschland im 20. Jahrhundert nicht zu denken.

Das alles hat natürlich auch mit geographischer Nähe zu tun. Was im vergangenen Jahrhundert als Osten Europas galt, begann unmittelbar jenseits der deutschen Ostgrenze. Von Deutschland aus musste man weder Meere noch Gebirge überwinden, der landschaftliche Übergang zum europäischen Osten war seit jeher nahtlos und unspektakulär. Bis zu ihrer gewaltsamen Entflechtung am Ende des Zweiten Weltkrieges gingen die Siedlungsgebiete der Deutschen und ihrer östlichen Nachbarn ineinander über. Sie verschränkten sich gar auf Hunderten von Kilometern und schufen für den deutschen Reisenden Inseln der Vertrautheit inmitten der Fremde. Wer nach Osten aufbrach, musste nicht einmal eine andere Sprache erlernen, konnte man doch überall auch Deutsche antreffen. Kaum eine größere Stadt im Osten, in der es

damals nicht wenigstens Spuren eines deutschen Bürgertums gab. Und selbst auf dem Land konnte man vielerorts deutsche Dörfer und Herrnsitze finden. Dazu kam, dass die meisten gebildeten Bürger osteuropäischer Staaten sich auch in Deutsch, der einstigen *lingua franca* des östlichen Europa, zu verständigen wussten.

Doch diese Vertrautheit allein hatte für die Deutschen den besonderen Reiz des Ostens nicht ausgemacht. Er bestand vielmehr in der Kombination von Nähe und Exotik. Im Osten glaubten die Deutschen eine Welt vorzufinden, die, von der westlichen Zivilisation nur peripher erfasst, deutlich anders war als die Welt, aus der sie stammten. Je nachdem, wie sie es gerade mit dem Westen hielten, sahen sie im Osten Rückständigkeit und Barbarei, vielleicht auch die zivilisatorische *tabula rasa*, die nach der Hand des deutschen Kolonisten rief, oder aber sie erblickten eine von der westlichen Zivilisation noch unverdorben Welt, die sich den Deutschen als Quell einer spirituellen Erneuerung anzubieten schien. So bedrohlich der Osten für die einen war, so verheißungsvoll war er für die anderen. Ob man die osteuropäische Welt mit Hochmut und Entsetzen beschrieb oder aber große Erwartungen in sie setzte – die Begegnung mit dem Osten scheint die Deutschen selten kalt gelassen zu haben.

Das gilt in besonderem Maße für die Begegnung mit Russland. Wenn die Deutschen im vergangenen Jahrhundert über das große Nachbarland im Osten sprachen, lagen Angst und Hoffnung, Begeisterung und Verachtung, Russophobie und Russophilie immer nah beieinander. Russland war in ihren Augen entweder die große Bedrohung oder die große Chance, seine Ressourcen eröffneten Deutschland ungeahnte Möglichkeiten oder drohten es zu erdrücken. Schwerer fiel den Deutschen die nüchterne Analyse. Irrationale Sehnsüchte und Sorgen prägten den deutschen Blick auf Russland über das ganze 20. Jahrhundert – bis in die Gegenwart hinein. Auch in der »Gorbimanie« der späten achtziger Jahre, in der sich West- und Ostdeutsche noch vor dem Fall der Mauer emotional vereinigten, oder in der demonstrativen Freundschaft zu russischen Präsidenten, die in den neunziger Jahren im Bundeskanzleramt zum Ausweis staatsmännischer Größe geworden zu sein schien, zeigten sich die traditionellen Rationalitätsdefizite im deutschen Verhältnis zu Russland.

## Die massenhafte Begegnung mit dem Osten

Verklärungen und Dämonisierungen bedürfen für gewöhnlich der räumlichen und zeitlichen Distanz. Allerdings wird man schwerlich behaupten können, dass die deutschen Bilder vom Osten auf Ahnungslosigkeit oder fehlender persönlicher Anschauung beruhten. Gerade im 20. Jahrhundert nämlich kam es zu einer massenhaften Begegnung der Deutschen mit diesem Osten. Die Irrationalitäten, die sich in den Wahrnehmungen zeigen, rühren vielleicht daher, dass diese Begegnungen überwiegend unter dramatischen Umständen stattfanden. Zweimal im 20. Jahrhundert wurden Millionen Deutsche als Soldaten Richtung Osten in Marsch gesetzt, um Monate oder Jahre ihres Lebens an der Front, in den besetzten Gebieten oder in Kriegsgefangenschaft zu verbringen. Die Bilder und Geschichten aus dem Osten, die die Überlebenden nach Hause brachten, atmeten die Emotionen des Krieges und der Gefangenschaft.

Allerdings war der Osten den Deutschen nicht allein durch die Berichte zurückgekehrter Soldaten präsent. Die massenhafte Begegnung erfolgte auch durch eine ununterbrochene Abfolge von Migrationswellen, die im Laufe des vergangenen Jahrhunderts Millionen von Osteuropäern vorübergehend oder auf Dauer nach Deutschland brachten. Es begann mit den Juden, die seit der Jahrhundertwende vor allem aus den verarmten Provinzen Russlands und des Habsburger Reiches nach Westen strömten. Die meisten waren auf der Durchreise nach Übersee, viele aber blieben auch in Deutschland. Nach der Oktoberrevolution von 1917 retteten sich die russischen Bürgerkriegsflüchtlinge zu Hunderttausenden nach Deutschland und sollten für Jahre die deutschen Vorstellungen von Russland und dem Bolschewismus mitgestalten. Zur gleichen Zeit suchten auch Hunderttausende von Deutschen aus Osteuropa in Deutschland eine neue Bleibe, weil sie nicht als nationale Minderheiten in den nach dem Weltkrieg errichteten neuen Nationalstaaten Ostmitteleuropas leben wollten. Ihre Berichte über die Verhältnisse im Osten waren kaum positiver als die der russischen Bürgerkriegsflüchtlinge.

Der Zweite Weltkrieg, der in allem eine Steigerung vorheriger Entwicklungen war, brachte zunächst eine halbe Million deutschstämmiger Umsiedler aus dem Baltikum, aus Polen und Rumä-

nien-nach Deutschland. Sie waren durch die so genannte »Heim-ins-Reich«-Aktion mehr oder weniger gezwungen worden, ihre Heimat im Osten aufzugeben und im Deutschen Reich und den annektierten polnischen Gebieten eine neue Bleibe zu suchen. Kurz später kamen die Millionen polnischer, ukrainischer, russischer und weißrussischer Zwangsarbeiter, um die an die Front geschickten Deutschen in den Fabriken und auf den Bauernhöfen zu ersetzen. Sie verliessen das Reich mit dem Zusammenbruch von 1945. Doch da ergoss sich bereits der Strom der rund zwölf Millionen deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen über Nachkriegsdeutschland. Sie sollten im Durchschnitt bald 20 Prozent der Bevölkerung stellen und den Osten auch noch in das entfernteste Dorf im Westen bringen. Der Zustrom der Vertriebenen ging in den fünfziger Jahren in Westdeutschland in die stetige Immigration der »Aussiedler« und »Spätaussiedler« über, die, so unbemerkt sie auch ablief, bis heute noch einmal über vier Millionen Menschen aus dem Osten Europas nach Deutschland gebracht hat. Das Gros kam erst mit der Öffnung der Grenzen im Jahre 1989. Damals setzte auch die zweite Einwanderungswelle osteuropäischer Juden ein, die bald überall die Mehrheit in den jüdischen Gemeinden des Landes stellen sollten. Kurzum: Die deutsche Gesellschaft des 20. Jahrhunderts bestand nicht nur zu einem beträchtlichen Teil aus Menschen, die den Osten Europas durch die Erfahrung zweier Kriege aus der persönlichen Anschauung kannten, viele hatte es auch direkt von dort nach Deutschland verschlagen. Nicht zu vergessen sind schließlich die Ostdeutschen, die sich über vierzig Jahre lang mit der sowjetischen Besatzung arrangieren mussten.

Sie alle haben ihren Teil zur Formung des deutschen Bildes von Osteuropa beigetragen. Sie alle hatten Anteil daran, dass der Osten immer nah erschien im Deutschland des 20. Jahrhunderts und dass sich der Eindruck festsetzen konnte, die Deutschen seien in besonderem Maße von allen Entwicklungen im Osten betroffen. Das mochte die einen veranlassen, sich umso deutlicher gegenüber dem Osten abzugrenzen, auf Deutschlands Zugehörigkeit zum Westen zu pochen, ja gerade in der Herablassung und im demonstrativen Desinteresse gegenüber dem östlichen Europa die eigene Westorientierung zur Schau zu stellen. Die anderen begannen daran zu glauben, dass die Deutschen mit

dem Osten schicksalhaft verbunden seien, und dass sich ihrem Land im Osten besondere Aufgaben stellten.

### Die Komplexität der Bilder

Die deutschen Erwartungen an den Osten bewegten sich im Laufe des 20. Jahrhunderts hin und her zwischen einem *ex oriente lux* und einem *ex oriente furor*. Mit jedem der dramatischen Brüche, an denen das vergangene Jahrhundert so reich war, konnten die Vorstellungen vom Osten in ihr Gegenteil umschlagen. Selten aber fanden sie die Mitte. Bis 1945 war der Traum von der Herrschaft über den Osten ein immer wiederkehrendes Motiv. Doch die deutschen Vorstellungen vom Osten erschöpften sich nicht in den Unterwerfungsphantasien, die in den beiden Weltkriegen zum Zuge gekommen sind und die seither das Bild vom deutschen Verhältnis zum östlichen Europa bestimmen. Es ist das Anliegen dieses Buches, den Blick auf die Kompliziertheiten und Ungereimtheiten in den deutschen Wahrnehmungen des europäischen Osten zu lenken, ohne die ein angemessenes historisches Verständnis nicht gewonnen werden kann. Die Betonung liegt dabei auf Wahrnehmungen, auf den Bildern und Vorstellungen über den Osten, nicht auf politischen Aktionen und den Beziehungen zwischen Staaten. Vorstellungen gehen jedem politischen Handeln voraus, auch wenn die Ergebnisse der Politik wiederum auf die Vorstellungen zurückwirken und sie verändern.

Auf der Suche nach den Vorstellungen haben die Autoren dieses Bandes neben den klassischen historischen Quellen wie Tagebuchaufzeichnungen und Briefwechsel, Presseartikel und die archivierten Berichte und Memoranda der Experten auch solche Quellen herangezogen, die unter Historikern nicht immer die gebührende Aufmerksamkeit finden: das ganze Kaleidoskop publizierter Reiseberichte, Memoiren und Kriegserinnerungen, in denen sich persönliche Erfahrungen im Osten niederschlugen und an eine mitunter breite Leserschaft weitergegeben wurden; die wissenschaftliche, pseudowissenschaftliche und die Propagandaliteratur, in der sich die deutschen Vorstellungen vom

Osten sedimentiert haben; und schließlich jene einschlägigen Romane, Bildbände, Gemälde und Filme, die dank ihres Massenpublikums vermutlich mehr als alles andere zur Formung des deutschen Bildes vom Osten beigetragen haben. Die Bedeutung bestimmter Bestseller-Romane oder Filmklassiker ist gar nicht zu überschätzen. Nicht jeder Deutsche war in russischer Kriegsgefangenschaft. Aber fast jeder ist mit »Soweit die Füße tragen« schon einmal aus ihr geflohen und hat vielleicht auf diesem Wege sein Bild von Russland gewonnen.

Russland war für die Deutschen immer der eigentliche Osten Europas. Alles, was den Osten bedrohlich oder verheißungsvoll machte – in Russland glaubte man es in Reinform vorzufinden. Westlich davon war »Zwischeneuropa« (Giselher Wirsing), die Übergangszone zu Mittel- und Westeuropa, in der das Östliche bereits mit dem Westlichen vermischt war und den Deutschen aus diesem Grunde schon weniger interessant erschien. Die Hälfte der hier versammelten Aufsätze drehen sich vornehmlich um die deutschen Russland- bzw. Sowjetunionbilder. Gerd Koenen erläutert den deutschen »Russland-Komplex«, jenes Gemisch aus Sehnsüchten, Hoffnungen und Ängsten, die sich nach dem Ersten Weltkrieg und der Oktoberrevolution auf Russland richteten. Von dort erwarteten viele Deutsche die Erlösung aus den Zwängen, in die Deutschland durch den Ausgang des Krieges geraten war – sei es durch eine Allianz mit der Sowjetunion oder ihre Unterwerfung. Gerade durch die Widersprüchlichkeit dieser Erwartungen entzieht sich für Koenen das deutsche Russlandbild jener »imaginären Kontinuität«, die geradewegs in den Vernichtungskrieg gegen den »jüdischen Bolschewismus« geführt habe.

Kaum eindeutiger stellen sich für Vejas Liulevicius die Bilder dar, die von der deutschen Propaganda während des Ersten Weltkrieges über den Osten verbreitet wurden. Am Beispiel zweier populärer Publikationen, Herrmann Brauns »Ostpreussen-Chronik« und Ludwig Dettmanns »Ostfront« führt Liulevicius vor Augen, dass der Osten Europas nach 1914 zu einem apokalyptischen »Kriegsland« stilisiert wurde. Doch die Apokalypse hatte immer zwei Seiten: Sie wurde mal als Vernichtung, mal als Reinigung gedeutet, stand also für Untergang und Neuanfang zugleich.

Karl Schlögel widmet sich in seinem Aufsatz der »russischen Obsession« Edwin Erich Dwingers. Dwinger, der Russland als

Soldat und Kriegsgefangener im Ersten Weltkrieg kennen lernte und von diesen Erfahrungen als Schriftsteller nie mehr loskommen sollte, ist als Erfolgsautor heute fast vergessen. Dabei haben seine Bücher bis in die fünfziger und sechziger Jahre ein Millionenpublikum in Deutschland gefunden. Über die politischen Umbrüche von 1933 und 1945 hinweg und auch über alle politischen Lager haben sie eingewirkt auf die deutschen Vorstellung vom Osten im allgemeinen wie von Russland im besonderen.

Aber der Osten war mehr als Russland. Insbesondere in der Zwischenkriegszeit erhob sich zwischen Deutschland und Russland plötzlich ein »Zwischenreich« neuer oder umgestalteter Nationalstaaten vom Baltikum bis zur Adria, an deren Existenz und Unabhängigkeit sich die Deutschen nur schwer gewöhnen konnten. Meist, wenn auch nicht immer, sahen sie auf die »Völkerschaften« des östlichen Mitteleuropa und ihre neuen Staaten herab, hielten sie für rückständig und feindlich gesinnt. Stefan Troebst zeigt in seinem Aufsatz über den »besseren Balkan«, dass es ausgerechnet die Guerilla- und Terroraktionen der »Inneren Makedonischen Revolutionären Organisation« waren, die in der deutschen Presse der Zwischenkriegszeit ein durchweg positives Echo fanden. Zum heroischen »Freiheitskampf« der Makedonier stilisiert, ließ sich nämlich der Kleinkrieg gegen das von der Pariser Friedenskonferenz sanktionierte neue Königreich der Serben, Kroaten und Slovenen, das spätere Jugoslawien, zum Vorbild hinstellen beim Kampf gegen die deutscherseits verhasste Ordnung von Versailles.

Die »Schmach von Versailles« war auch der Ausgangspunkt für das politisch-historische Denken Hermann Aubins, dem sich Eduard Mühle stellvertretend für die Ost-Wahrnehmungen deutscher Historiker widmet. Als Wissenschaftler und Wissenschaftsorganisator, der sich über alle politischen Zäsuren zu retten verstand, war Aubin einer der einflussreichsten deutschen Historiker des 20. Jahrhunderts. In seinem deutsch-national-völkischen Bild vom östlichen Mitteleuropa, das von Verachtung gegenüber allem Nicht-Deutschen geprägt war und zur Basis einer »Ostforschung« im Dienste der Politik wurde, spiegelt sich die verbreitete Grundauffassung einer ganzen Generation deutscher Intellektuellen wider.

Das Jahr 1945 stellte durch den Zusammenbruch des Deutschen Reiches und die Offenlegung der deutschen Kriegsverbrechen im Osten, durch den Verlust der deutschen Ostgebiete und die Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa einen tiefen Einschnitt für das Verhältnis zum Osten dar. Kristin Kopp widmet sich der Bundesrepublik der fünfziger Jahre, die vermeintlich von der vollständigen Verdrängung deutscher Schuld gegenüber den Osteuropäern geprägt gewesen sei. Auch wenn sie nicht in Abrede stellen würde, dass die fünfziger Jahre nicht die Stunde einer wirklichen Aufarbeitung waren, so führt Kopp Blick auf den populären Heimatfilm »Ich denke oft an Piroschka« doch vor Augen, dass die Verdrängung selbst in diesen Jahren nicht total war. In verschlüsselter Form verarbeitete der so harmlos und unpolitisch anmutende Film die deutsche Sehnsucht nach Vergebung und nach einer wenigstens mentalen Rückkehr in den Osten.

Die Bedingungen in der DDR waren grundlegend anders, weil man sich dort zumindest offiziell weder für die deutschen Kriegsverbrechen noch für das Leid der Vertriebenen zuständig fühlte. Aus Sicht der DDR waren die osteuropäischen Volksdemokratien nun Bruderländer im gemeinsamen Kampf gegen Faschismus und Imperialismus. Jan Behrends analysiert vor diesem Hintergrund die Entwicklung der ostdeutschen Sowjetunionbilder im Spannungsfeld sozialistischer Propaganda und realer Erfahrung. Sein Beitrag spiegelt wider, dass auch die ostdeutsche Haltung gegenüber dem Osten schillernd war. Das Verhältnis zur Sowjetunion bewegte sich ungeachtet der »verordneten Freundschaft« in einem weiten Feld von nie überwundenen antisowjetischen Ressentiments und Fremdheitsgefühlen sowie tatsächlicher Bewunderung und vertiefter Kenntnis des »großen Bruders«.

In meinem eigenen Aufsatz wende ich mich dem Begriff des »deutschen Ostens« zu, der als gedankliches Konzept einer umkämpften Grenzlandschaft um die Jahrhundertwende politische Bedeutung erlangte und diese bis weit in die zweite Nachkriegszeit hinein behielt. Dabei nahm der »deutsche Osten« die Züge einer mythischen Landschaft an, auf die die Deutschen ihre antiwestlichen und antimodernen Sehnsüchte projizieren konnten sowie die Vorstellung, seit jeher zur kolonialen Größe berufen gewesen zu sein. Mit den Zäsuren des 20. Jahrhunderts hat sich

die Bedeutung der einzelnen Elemente im Bild vom »deutschen Osten« jedoch immer wieder verändert, wodurch sich dieser als ein ausgesprochen flexibles gedankliches Konzept erwies.

So sehr die acht Aufsätze einen Bogen über das ganze 20. Jahrhundert spannen und sich um die Einbindung verschiedener Perspektiven bemühen, so erheben sie doch keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Ihr Zugang ist notwendigerweise exemplarisch. Aber das Buch möchte auch vor allem dazu anregen, den immer wieder anzutreffenden Simplifizierungen mit Skepsis zu begegnen und die deutschen Bilder vom östlichen Europa, die zwischen Traum und Alptraum oszillierten, die immer von Sehnsüchten und Ängsten zugleich getragen waren, in ihrer Komplexität neu zu denken.

40 Das Motiv der Dankbarkeit gegenüber Stalin und dem Parteistaat wurde aus der Sowjetunion importiert. Vgl. Jeffrey Brooks, *Thank You, Comrade Stalin! Soviet Public Culture from Revolution to Cold War*, Princeton 2000.

41 Vgl. hierzu, Jan C. Behrends, Soll und Haben. Freundschaftsdiskurs und Vertrauensressourcen in der staatssozialistischen Diktatur, in: Ute Frevert (Hg.), *Vertrauen. Historische Annäherungen*, Göttingen 2003, S. 336–364.

42 Vgl. Torsten Diedrich, *Waffen gegen das Volk. Der 17. Juni 1953 in der DDR*, München 2003.

43 Vgl. bspw. Franz Köhler, *In den Städten der Sowjetunion*, Leipzig 1975; *Wissenswertes über die Sowjetunion*, Moskau 1978.

44 Zur Roten Armee in der DDR, vgl. Ilko-Sascha Kowalczyk/ Stefan Wolle, *Roter Stern über Deutschland. Sowjetische Truppen in der DDR*, Berlin 2001; Christian Th. Müller, »O' Sowjetmenschen!« Beziehungen zwischen sowjetischen Streitkräften und DDR-Gesellschaft zwischen Ritual und Alltag, in: ders. / Patrice G. Poutrus (Hg.), *Ankunft. Alltag. Abreise. Migration und interkulturelle Begegnung in der DDR-Gesellschaft*, Köln 2005.

45 Vgl. zur Wahrnehmung sowjetischer Truppen als Fremde Jan C. Behrends, *Sowjetische »Freunde« und fremde »Russen«*. Deutsch-Sowjetische Freundschaft zwischen Ideologie und Alltag (1949–1989), in: Jan C. Behrends / Thomas Lindenberger / Patrice G. Poutrus (Hg.), *Fremde und Fremd-Sein in der DDR. Zu historischen Ursachen der Fremdenfeindlichkeit in Ostdeutschland*, Berlin 2003, S. 75–100, insbesondere S. 93ff.

46 Vgl. hierzu Siegfried Lokatis, *Sowjetisierung und Literaturpolitik. Von der Förderung zur Verstümmelung sowjetischer Literatur in der frühen DDR*, in: Konrad H. Jarausch / Hannes Siegrist (Hg.), *Sowjetisierung und Amerikanisierung in Deutschland 1945–1970*, Frankfurt am Main/ New York 1997, S. 361–386.

47 Vgl. Il'ja Erenburg, *Ottepel'*, Moskau 1954; Ilja Ehrenburg, *Tauwetter*, Berlin (Ost) 1957.

48 Vgl. Simone Barck / Martina Langermann / Siegfried Lokatis, »Jedes Buch ein Abenteuer«. Zensursystem und literarische Öffentlichkeit in der DDR bis Ende der sechziger Jahre, Berlin 1997, S. 123.

49 Vgl. Siegfried Lokatis, *Ein heimlicher Stalin-Diskurs in der DDR. Die Zensur sowjetischer Kriegsromane beim Verlag »Volk und Welt«*, in: *Zeitgeschichte online*, Thema, *Die russische Erinnerung an den »Großen Vaterländischen Krieg«* Mai 2005, URL, <http://www.zeitgeschichte-online.de/md=Russische-Erinnerung-Beitraege>.

50 Vgl. als späte Blüte des Sowjetuniondiskurses, Erich Honecker, *Daß es die Sowjetunion gibt, ist ein Glück für die gesamte Menschheit*, Berlin (Ost) 1983.

Gregor Thum

## Mythische Landschaften

### Das Bild vom »deutschen Osten« und die Zäsuren des 20. Jahrhunderts

Die Literatur zum »deutschen Osten« füllt Bibliotheken. Und doch fiel es schwer, ein Buch zu nennen, das die Geschichte des so bezeichneten Raumes auf befriedigende Weise darstellen würde. Man sucht vergebens nach einer Darstellung, die für die Gesamtheit des Raumes das Verwobensein der deutschen Kultur mit den Kulturen des östlichen Mitteleuropa in seiner herausragenden Bedeutung für beide Seiten erfassen würde, und dies ohne den Mythisierungen zu erliegen, die die Vorstellung vom »deutschen Osten« von jeher geprägt haben. Den »deutschen Osten« hat es wirklich gegeben. Er war die Landschaft des Übergangs von der deutschen Kultur zu den Kulturen der östlichen Nachbarvölker, ein Raum, in dem die verschiedenen Kulturen nebeneinander bestanden, gegeneinander agierten und ineinanderflossen, er war Ort bitterer Konflikte und ungeheurer Kreativität. Seine Realität entzog sich den Klischees von der deutschen Kulturmission im Osten Europas oder des deutschen »Drangs nach Osten«. Sie war weit vielschichtiger, komplizierter, verworrener. Sie hatte weniger mit dem Aufeinandertreffen von Völkern und Staaten als mit dem Wechselspiel unzähliger Individuen zu tun. Sein jähes Ende in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, als der deutsche Versuch zur totalen Unterwerfung und gewaltsamen Germanisierung des östlichen Europa im Zweiten Weltkrieg zur Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa führte, hat seine Schatten lange vorausgeworfen. Die Auslöschung des »deutschen Ostens« war nicht das plötzlich aus heiterem Himmel hereinbrechende Schicksal. Aber sie war auch nicht das Ende einer zwangsläufigen oder gar notwendigen Entwicklung.

Die Schwierigkeit über den »deutschen Osten« zu schreiben beginnt schon damit, dass es keinen allgemein akzeptierten Terminus für die Gesamtheit der deutschen Grenzlandschaften im östlichen Europa gibt. »Deutscher Osten« ist so sehr als Propagandabegriff missbraucht worden, dass er heute nach distanzierenden Anführungszeichen ruft. Dabei ist der Begriff an sich nicht schlecht, sofern man nicht bestreitet, dass dieselben Landschaften je nach Perspektive auch als litauischer, polnischer, tschechischer oder magyarischer Westen bezeichnet werden können. Dem Terminus muss nicht, wie in der Vergangenheit oft der Fall, ein territorialer oder politischer Anspruch zugrunde liegen. Er kann sich stattdessen aus der Einsicht ergeben, dass die deutsche Kultur im Osten anders als im Westen, Norden oder Süden in einer weiten Zone des Übergangs ausfloss, und dass aus der Erfahrung dieses Übergangs erhebliche, bis heute nicht voll erfasste Impulse für die deutsche Kultur als Ganzes resultierten.

Aber ein reales Phänomen wie die jahrhundertelange Verschränkung des deutschen Kulturraumes mit den Kulturen des östlichen Mitteleuropa lässt sich schwer in Anführungszeichen beschreiben. Entweder muss der Terminus ersetzt oder so überzeugend entideologisiert werden, dass seine Verwendung ohne die Weckung ungewollter Assoziationen möglich wird. Im folgenden geht es jedoch nicht um den »deutschen Osten« an sich, sondern um das Bild geht, das sich die Deutschen im Laufe des 20. Jahrhunderts von den deutschen Grenzlandschaften im Osten gemacht haben. Das Problem der fehlenden historiographischen Darstellung des »deutschen Ostens« wird durch eine Wahrnehmungsgeschichte nicht gelöst. Aber immerhin mag der Blick auf den sich wandelnden Begriff vom »deutschen Osten« Zugänge für das Verständnis des Phänomens »deutscher Osten« selbst öffnen.

#### Vom »Kampf um die Ostmark« zur »blutenden Grenze«

Das Deutsche Reich von 1871 war als Nationalstaat recht unvollkommen. Während es einerseits Millionen von Deutschen vor allem aus dem Habsburger Reich ausschloss, fanden sich

andererseits Millionen Nichtdeutsche unfreiwillig als nationale Minderheit innerhalb seiner Grenzen wieder. Schon Bismarck hegte daher grundsätzliche Zweifel ob der Loyalität dieser nicht-deutschen Reichsbürger. Besonders die polnische Minderheit in den preußischen Ostprovinzen bereitete ihm Sorge. Sein Kulturkampf gegen den Einfluss der katholischen Kirche hatte daher auch eine ethnische Spitze, die sich gegen den nationalbewussten polnischen Klerus innerhalb der Reichsgrenzen richtete. Bismarck war bereits in den Ruhestand verabschiedet worden, als sich bismarcktreue Reichsbürger unter der Führung preußischer Großgrundbesitzer seine Vorstellung zu eigen machten, dass der Bestand des Reiches im Osten durch das Polentum bedroht sei und daher der besonderen Aufmerksamkeit deutscher Patrioten bedürfe. Im November 1894 riefen sie in Posen den »Verein zur Förderung des Deutschthums in den Ostmarken« ins Leben.<sup>1</sup> Ziel des überparteilichen Zusammenschlusses war laut Satzung »die Kräftigung und Sammlung des Deutschthums in den mit polnischer Bevölkerung durchsetzten Ostmarken des Reichs durch Hebung und Befestigung des deutschnationalen Empfindens sowie durch Vermehrung und wirtschaftliche Stärkung der deutschen Bevölkerung«.<sup>2</sup> Erreichen wollte dies der Verein, der sich 1899 in »Deutscher Ostmarkenverein« umbenannte, indem er mittels Mobilisierung der öffentlichen Meinung Druck auf die Regierungen in Berlin ausübte, der Polonisierung der Ostprovinzen nicht tatenlos zuzusehen.

An den Bevölkerungsverhältnissen konnte der Ostmarkenverein, der am Vorabend des Ersten Weltkrieges fast 55.000 Mitglieder aus dem ganzen Reich zählte, ein Großteil davon Geistliche und Lehrer, wenig ändern. Durch seine intensive Propaganda- und Publikationstätigkeit aber vermochte er die Vorstellung zu verbreiten, dass es so etwas wie eine »Ostmark« gebe und dass zwischen Deutschen und Polen ein »Kampf um die Ostmark«<sup>3</sup> entbrannt sei. Allein die rasche Etablierung des Begriffes in der politischen Sprache des Reiches, wobei sich zudem die Bedeutung des Begriffes wandelte, ist bemerkenswert. Hatte der aus dem Mittelalter stammende Terminus »Ostmark« jahrhundertlang die Randgebiete Bayerns und Sachsens bezeichnet, definierte Meyers Konversationslexikon von 1909 die »Ostmarken« bereits als »die östlichen Grenzländer Deutschlands gegen



Polen und Russland, die zum Teil (...) von Polen bewohnt sind.«<sup>4</sup> Wie sich auch aus den angefügten Literaturverweisen ersehen lässt, hieß Ostmark nun vor allem preußische Ostmark; ihr wesentliches Charakteristikum war der nationale Konflikt zwischen Deutschen und Polen.<sup>5</sup>

Während »Ostmark« in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg bereits zu einem fest etablierten politischen Kampfbegriff geworden war, tauchte der Begriff »deutscher Osten« damals nur sporadisch auf. Er diente eher zur bloßen geographischen Bezeichnung der östlichen Provinzen des Deutschen Reiches. So etwa publizierte Friedrich Diertert-Dembowski im Jahre 1909 seine »Reisebilder aus dem deutschen Osten. Ein Heimat- und Wanderbuch«,<sup>6</sup> und der Breslauer Verlag Priebsch legte 1906 die belletristische Reihe »Aus dem deutschen Osten« auf, deren Erzählbände sich an ein breiteres Lesepublikum mit Interesse für ostdeutsche Themen und östliches Lokalkolorit wandte. Natürlich sind auch diese Publikationen in einem gewissen Zusammenhang mit der Ostmarkenpropaganda zu sehen. Schließlich lag auch dem Werben für die Schönheit der ostdeutschen Heimat oder der Verbreitung spezifisch ostdeutscher Literatur die Auffassung zugrunde, es müsse etwas getan werden für eine stärkere Identifikation der Deutschen mit »ihrem« Osten.

Der Ausbruch des Weltkrieges veränderte die Perspektive grundlegend. Die Furcht vor der demographischen Niederlage, die dem Ostmarkenverein trotz seiner großspurig-nationalistischen Rhetorik letztlich zugrunde lag, machte einem gesteigerten deutschen Selbstvertrauen Platz. Die Panik, die der Einfall russischer Truppen in Ostpreußen schon wenige Wochen nach Kriegsbeginn in Deutschland ausgelöst hatte – die russische Invasion schien zunächst die Ängste vor dem unaufhaltsamen Vordringen der Slawen zu bestätigen –, war rasch verfliegen. Auf Hindenburgs legendäre Siege über einen zahlenmäßig überlegenen russischen Gegner bei Tannenberg und an den Masurischen Seen im Herbst und Winter 1914/1915 folgte die weiträumige deutsche Besetzung russischer Gebiete. Angesichts dieser militärischen Erfolge trat die Vorstellung einer von den Slawen bedrohten Ostmark immer mehr in den Hintergrund. Stattdessen begann man in Deutschland über die eigenen grandiosen Mög-

lichkeiten bei der Neuordnung der europäischen Landkarte zu phantasieren.

Zum Schlagwort der Stunde avancierte der Terminus »Mitteleuropa«, verbreitet durch das von Friedrich Naumann 1915 veröffentlichte gleichnamige Buch.<sup>7</sup> Naumann schlug darin den dauerhaften Zusammenschluss des Deutschen Reiches mit Österreich-Ungarn vor, um auf diese Weise die Entstehung eines multinationalen mitteleuropäischen Staatenbundes unter deutscher Führung in die Wege zu leiten. Man würde seiner Vorstellung von »Mitteleuropa« sicherlich nicht gerecht, täte man sie einfach nur als übersteigerten Imperialismus in Erwartung eines deutschen Sieges im Weltkrieg ab. Dafür heben sich seine Überlegungen zu deutlich vom Nationalismus seiner Zeit ab und enthalten zuviel an gedanklicher Vorarbeit für die Pan-Europa-Bewegung der zwanziger Jahre. Allerdings ist bemerkenswert, wie wenig bei Naumann von der lange gefürchteten demographischen Niederlage der Deutschen im Osten geblieben ist: »Um das Deutschtum herum«, verkündete er mit verblüffender Selbstverständlichkeit, »wächst die Kultur von Mitteleuropa.«<sup>8</sup> Als hätte es die besonders an der Sprachenfrage entzündeten Konflikte zwischen Deutschen und Polen in Preußen vor dem Ersten Weltkrieg nicht gegeben, stellte Naumann für das Zusammenleben der verschiedenen Nationalitäten innerhalb des avisierten Staatenbundes apodiktisch fest: »Mitteleuropa wird im Kern deutsch sein, wird von selbst die deutsche Welt- und Vermittlungssprache gebrauchen.« Wenn er auch einräumte, dass man gegenüber nichtdeutschen Sprachen »Nachgiebigkeit und Biegsamkeit« zeigen müsse, »weil nur so die große Harmonie emporwachsen kann, die für einen allseitig umkämpften und umdrängten Großstaat nötig ist,«<sup>9</sup> war die Hoffnung auf diese »große Harmonie« unter deutscher Führung doch ein kühn zu nennender Gedanke.

Auf lange Sicht verlief der Krieg für die Mittelmächte bekanntlich weniger erfolgreich, als es im ersten Kriegsjahr den Anschein haben wollte. Allerdings hat die Oktoberrevolution von 1917, die das Russische Reich ins Chaos stürzte, noch einmal die Hoffnung auf einen »Siegfrieden« und auf dauerhafte Expansion im Osten genährt. Die um ihr politisches Überleben kämpfende Regierung der Bolschewiki musste die Mittelmächte

um Frieden bitten und war dafür bereit, Russlands westliche Provinzen zu opfern. Mit dem Friedensvertrag von Brest-Litowsk vom März 1918 schienen sich für Berlin und Wien Tür und Tor für großzügigste territoriale Arrondierungen und eine beträchtliche Ausweitung des deutsch-österreichischen Einflussbereiches in Osteuropa zu öffnen. Umso tiefer war Sturz, als das Oberkommando des Heeres der Regierung in Berlin im September desselben Jahres eröffnen musste, dass der Krieg im Westen verloren war und der Zusammenbruch der Front nur durch einen unverzüglichen Waffenstillstand abgewendet werden konnte. Über Nacht hatte die militärische Niederlage im Westen auch alle die hochfliegenden Pläne für den Osten zunichte gemacht.

Als die Siegermächte des Ersten Weltkrieges der deutschen Regierung im Sommer 1919 in Versailles die Bedingungen für den Frieden diktierten, war das Reich um seine militärische Macht, seine mitteleuropäischen Eroberungen und seinen Kolonialbesitz in Übersee gebracht. Wirtschaftlich am Boden, musste es sich auf Reparationszahlungen in beträchtlicher Höhe einstellen und darüber hinaus Teile seiner östlichen Provinzen an das gerade erst aus der Taufe gehobene unabhängige Polen abtreten. Anstatt die Herrschaft über ein Mitteleuropa von den Vogesen bis zu den Karpaten anzutreten, sahen sich die Deutschen im Osten Europas einer Vielzahl neuer Staaten gegenüber, die mit Unterstützung der Westmächte ihre Souveränität gegen jeden Führungsanspruch der Deutschen zu verteidigen bereit waren. Zudem fanden sich Millionen Deutsche, die eben noch privilegiertes Reichsvolk unter den Hohenzollern oder Habsburgern gewesen waren, als bestenfalls geduldete Minderheiten in den neuen Nationalstaaten Ostmitteleuropas wieder.

Die von Gerd Koenen so treffend beschriebene »kategorische Weigerung [vieler Deutscher], sich in dem neuen Weltzustand einzurichten, die eigene Lage und Verfassung nüchtern zu prüfen, wieder zu sich zu kommen«,<sup>10</sup> garantierte den Träumen von einem Mitteleuropa unter deutscher Führung vor allem in Kreisen politisch rechts stehender Intellektueller und Politiker wie Martin Spahn, Heinrich Ritter von Srbik oder Giselher Wirsing ein gewisses Fortleben. In den Vordergrund der politischen Publizistik traten jedoch die Klagen über nicht hinnehmbare territoriale Verluste im Osten, über die vermeintliche Unterdrückung

der deutschen Minderheiten in Ostmitteleuropa sowie die schwierige wirtschaftliche Lage der ostdeutschen Grenzregionen, die wie alle neuen Grenzregionen unter der Zerschneidung einst zusammenhängender Wirtschaftsräume litten.

Die Situation aller ethnischen Minderheiten Ostmitteleuropas gestaltete sich nach dem Ersten Weltkrieg in der Tat schwierig. Die Existenz von Minderheiten widersprach der Idee des ethnisch homogenen Nationalstaates. Zudem war es der Situation speziell der deutschen Minderheiten in Polen und der Tschechoslowakei wenig zuträglich, dass die Regierung in Berlin sie immer wieder als Argument für eine Revision der in Versailles gezogenen Grenzen anführte und entsprechend politisch zu instrumentalisieren versuchte. Die massenhafte Abwanderung der Deutschen war aus der Perspektive Warschaws oder Prag daher ein durchaus willkommenes Phänomen der ersten Nachkriegsjahre, oft verstärkt durch Regierungsmaßnahmen, die die wirtschaftliche Stellung der Deutschen im Lande schwächten und die ethnische Zusammensetzung besonders der Grenzregionen zugunsten der nun staatstragenden Nationen der Polen, Tschechen und Slowaken zu verändern suchten.<sup>11</sup>

In der deutschen Öffentlichkeit setzte sich insbesondere im Zuge der Volksabstimmung in Oberschlesien vom März 1921 die Vorstellung fest, in den östlichen Grenzgebieten tobe der Nationalitätenkampf. Im Vorfeld der Abstimmung entfalteten deutsche und polnische Nationalisten eine unerbittliche Kampagne um die Stimmen der Oberschlesier, bei der die für die Grenzbewohner so typische mehrdeutige nationale Identität nicht mehr länger geduldet wurde. Man war entweder deutsch oder polnisch, aber nichts dazwischen. Als die Siegermächte das Ergebnis der Abstimmung, bei der sich rund 60 Prozent für den Verbleib der Provinz bei Deutschland ausgesprochen hatten, zum Anlass für Teilung Oberschlesiens nahmen, erreichten die Emotionen in Deutschland ihren Höhepunkt. Es war nicht die Stunde nüchterner Betrachtung, sondern eine Zeit nationaler Hysterie. Man geißelte noch mehr als bisher die »Novemberverbrecher«, stöhnte ob der »Schmach von Versailles« und begann über Deutschlands »blutende Grenzen«<sup>12</sup> zu klagen.

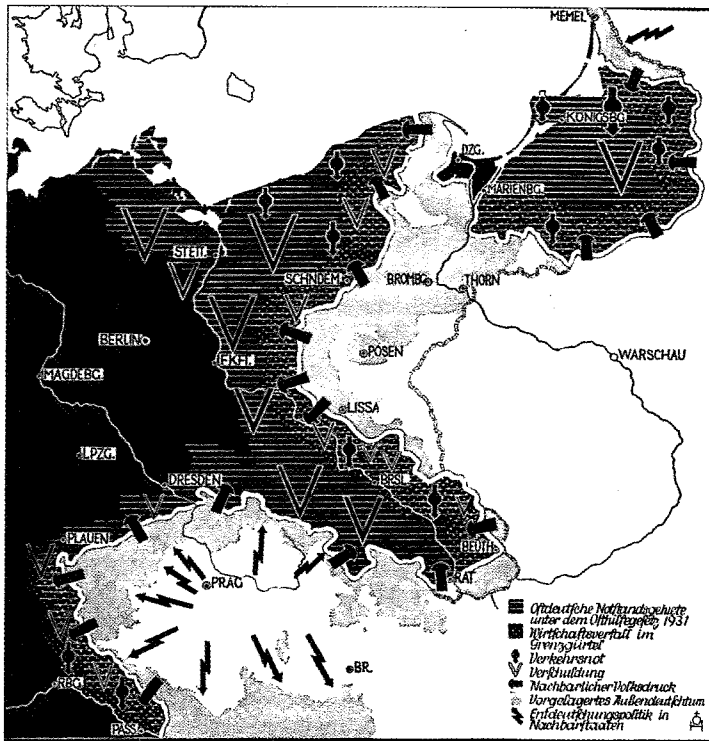


Abb. 1: »Die Aushöhlung der Volksgrenze« aus dem Band »Der deutsche Osten« von Karl C. Thalheim und A. Hillen Ziegfeld von 1936. Zu den deutschen Vorstellungen vom Osten gehörte immer auch die Angst vor der demographischen Niederlage gegenüber den Slaven.

Auffallend ist, dass sich alles auf die östlichen Grenzen und die dortigen Gebietsverluste konzentrierte. Um die erzwungene Abtretung Elsass-Lothringens, das dem oberschlesischen Industriegebiet an wirtschaftlicher Bedeutung sicherlich nicht nachstand, wurde vergleichsweise wenig Aufhebens gemacht. Es scheint, als seien die Verluste im Osten zum Symbol für den Verlust des deutschen Großmachtstatus schlechthin geworden. Vielleicht weil im Osten, auf den sich während des Krieges die imperialen Phantasien in besonderem Maße gerichtet hatten, die Fallhöhe am größten war. Hatte man sich eben noch als Ordnungsmacht

im östlichen Europa gewährt, fürchtete man nun ein Ausbluten im Osten und die Vernichtung dessen, was in Jahrhunderten »deutscher Ostkolonisation« geschaffen worden war. Herrmann Rauschnig prägte damals für die Entwicklungen in Polen den Begriff der »Entdeutschung«, um die seiner Auffassung nach zielgerichtete Politik der polnischen Behörden gegen die deutsche Minderheit zu beschreiben.<sup>13</sup> Im Osten, so die nun in Deutschland um sich greifende Vorstellung, habe ein slawisches »roll-back« begonnen.

Innerhalb von nur drei Jahrzehnten, zwischen der Gründung des Ostmarkenvereins und der Neudefinition der deutschen Ostgrenze als Folge des verlorenen Weltkrieges, hatte sich die Vorstellung von der Situation der deutschen Grenzgebiete im Osten zwischen Vernichtungsfurcht und Eroberungsphantasie mehrfach hin- und herbewegt. Das nervöse Schwanken zwischen diesen Extremen, das im 20. Jahrhundert so typisch war für das Verhältnis der Deutschen zum östlichen Europa, sollte auch die Vorstellung von den östlichen Grenzgebieten dauerhaft prägen. Diese waren je nach aktueller Stimmungslage entweder »Ausfalltor deutscher Kultur« oder nationales Notstandsgebiet, sandten entweder ihre Reiter »gen Ostland« oder drohten dem Ansturm »asiatischer Horden« zu erliegen. Oft finden sich auch beide Stimmungen zu ein und derselben Zeit. So hatten die Publikationen des Ostmarkenvereins mit Blick auf die demographischen Verschiebungen im Osten einen durchweg alarmistischen Grundton angeschlagen. Gleichzeitig strotzten sie vor deutschtümelnder Überheblichkeit und Geringschätzung für das Slawentum. Selbst Joseph Partsch nüchterne kulturgeographische Mitteleuropa-Analyse von 1904 beklagte einerseits den fanatischen Nationalismus der Polen und Tschechen, der den so segensreichen Einfluss deutscher Kultur immer weiter zurückdränge, um dann andererseits zu konstatieren, Mitteleuropa gehöre nun einmal einschließlich seiner slawischen Regionen zur deutschen Kultursphäre.<sup>14</sup> Das Changieren zwischen Angst und Arroganz sollte von nun auch den Begriff vom »deutschen Osten« prägen, der in den zwanziger Jahren allmählich den Terminus »Ostmark« verdrängte.

### Der »deutsche Osten« und die völkische Wende

Mit der nach dem Versailler Vertrag erneut um sich greifenden Furcht vor der »Entdeutschung« des Ostens verbreitete sich in der politischen Sprache des Deutschen Reiches erst recht der Begriff vom »deutschen Osten« – gleichsam als Beharren auf dem unabänderlich deutschen Charakter des Ostens. Gleichzeitig löste sich das Bild vom »deutschen Osten« in geographischer Unbestimmtheit auf. Bisher hatte man unter den »Ostmarken« oder dem »deutschen Osten« die östlichen Grenzgebiete des Deutschen Reiches verstanden. Da nun aber Teile dieser Gebiete vom Reich abgetrennt worden waren, ohne dass deswegen die deutschen Ansprüche auf sie aufgegeben worden wären, taugte die alte Definition nicht mehr. Als deutsche Landschaft wurde von nun an alles bezeichnet, wo es deutsche Bevölkerungen gab oder auch nur eine allgemeine Prägung durch die deutsche Kultur, was immer das im einzelnen heißen mochte. Auf diese Weise erweiterte sich das Terrain des »deutschen Ostens« ganz beträchtlich, konnten abgesehen von den verlorenen Ostgebieten doch nun auch Regionen wie das Baltikum, Galizien oder Siebenbürgern dazu gezählt werden, die noch nie zum Reich, weder zu dem von 1871 noch zu dem des Mittelalters, gehört hatten.

Die veränderte, nun vor allem am deutschen Volk orientierte Perspektive mag auch erklären, warum der Begriff der »Ostmark« in seiner bisherigen Bedeutung unbrauchbar wurde. »Ostmark« hatte immer das Grenzgebiet eines Staates bezeichnet, war daher an die Existenz eben dieses Staates gebunden. Im deutschen Denken nach 1918 büßte der Staat jedoch erheblich an Prestige ein, hatte der Ausgang des Weltkrieges doch demonstriert, dass selbst mächtige und traditionsreiche Staaten wie die der Hohenzollern, Habsburger und Romanows plötzlich zusammenbrechen und Staatsgrenzen zum Objekt willkürlicher politischer Entscheidungen werden konnten. Besonders im völkischen Denken, das nach 1918 in Deutschland und darüber hinaus zu florieren und die Beschäftigung mit dem Osten zu dominieren begann, richtete sich das Augenmerk daher immer mehr auf das Volk als dem eigentlichen Träger der Geschichte.<sup>15</sup> Eine »Ostmark«, deren räumliche Gestalt so flüchtig war wie der Staat und sein Territorium, verlor vor diesem Hintergrund an Relevanz.

»Deutscher Osten« dagegen bezeichnete ganz unabhängig von den jeweils existierenden Staaten und ihren Grenzen das Verbreitungsgebiet des deutschen Volkes im Osten. Ein »deutscher Osten« stand zwar nicht über den Zeitläufen, aber war plötzlichen Veränderungen doch weniger unterworfen als ein deutscher Staat und seine Ostmarken.

Für diejenigen, die die völkische Kehrtwende mitvollzogen und die Bedeutung des Staates relativierten, ergaben sich ganz neue Perspektiven. Neue Fragen mussten gestellt werden und Wissen akkumuliert. Ein ganzer Forschungszweig zum »Grenz- und Auslandsdeutschtum« entstand, wobei mit den Grenzlandsdeutschen die Deutschen in den angrenzenden Territorien wie im Elsass, in Danzig oder im Sudetenland gemeint waren, mit den Auslandsdeutschen jene in den weiter entfernten deutschen Siedlungsgebieten an der Wolga etwa oder im Baltikum. Durch diese ethnozentrischen Forschungen und ihre Popularisierung in der Zwischenkriegszeit wurde ein innerer Zusammenhang des deutschen Volkes vom Rhein bis an die Wolga propagiert, der im damaligen Bewusstsein der Deutschen kaum vorhanden gewesen sein dürfte. Daher lag dem sich in den zwanziger und dreißiger Jahren ausbreitenden Schrifttum über den »deutschen Osten« auch jener drängende Grundton zugrunde, diesen Zusammenhang doch bitte zu begreifen, keinen Unterschied mehr zu machen zwischen den Deutschen aus dem Rheinland und denen aus Kurland. Das war nicht nur eine Stellungnahme gegen Versailles. Es war auch eine gegen die Reichsgründung von 1871, deren kleindeutscher und etatistischer Zuschnitt durch die Einbeziehung auch der im östlichen Europa lebenden Deutschen mental überwunden werden sollte. Man kehrte in gewisser Weise zurück in die Zeit der Nationalbewegung im 19. Jahrhundert, als deutsch war »so weit die deutsche Zunge klingt.« Dazu kamen nun jedoch mit dem Vordringen der Nationalsozialisten die rassistische Aufladung des Volksbegriffes und der gesteigerte imperiale Anspruch auf den Osten.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde die Ersetzung des »Ostmark«-Begriffes sozusagen amtlich. Im Mai 1933 erfolgte die Gründung des »Bundes Deutscher Osten« (BDO), der im Sinne der Gleichschaltung alle Organisationen aufsaugte, die dem »deutschen Osten« gewidmet waren. Darun-

ter war auch der Ostmarkenverein, der 1934 als selbständige Organisation verboten wurde. Mittels seiner intensiven Propaganda- und Publikationstätigkeit verbreitete und standardisierte der BDO den Begriff des »deutschen Osten« in der politischen Sprache des Reiches, wobei die enge Verzahnung zwischen dem BDO und Institutionen wie Funktionären des NS-Staates Linientreue sicherstellte.<sup>16</sup> Allerdings verschwand der Terminus »Ostmark« nicht aus dem Sprachgebrauch. Er wurde nach dem Anschluss von 1938 in Anknüpfung an seine ursprüngliche Bedeutung als Bezeichnung für die österreichischen Landesteile innerhalb des Reiches reaktiviert. Bei dem 1938 publizierten »Buch von der deutschen Ostmark« handelte es sich nur noch um eine Darstellung Österreichs.<sup>17</sup> Dagegen begann sich der geographische Bezug des »deutschen Ostens« während des Zweiten Weltkrieges immer weiter auszudehnen. Mit dem Übergang zur nationalsozialistischen Umsiedlungspolitik wurde der an die Existenz deutscher Minderheiten gebundene Begriff »deutscher Osten« potentiell sogar grenzenlos. Zum »deutschen Osten« konnte schließlich jeder noch so entfernte Landstrich werden, sofern es nur gelang, genügend deutsche Siedler dorthin zu schaffen.

Es ist in diesem Zusammenhang interessant zu fragen, was Adolf Hitler selbst mit dem »deutschen Osten« verbunden hat. Vieles spricht dafür, dass das aus Preußen stammende Konzept – nicht nur die Gründer des Ostmarkenvereins, sondern auch das Gros seiner Mitglieder waren Preußen gewesen<sup>18</sup> – den süd-deutsch-österreichisch geprägten Hitler eher nur propagandistisch interessierte. Schließlich ließen sich die Argumente des Ostmarkenvereins und der Verweis auf die Unterdrückung deutscher Minderheiten im Osten bestens benutzen, um das System von Versailles zu desavouieren. Als Hitler jedoch in seiner Reichstagsrede vom Oktober 1939 plötzlich von den »nicht haltbaren Splintern des deutschen Volkstums« sprach, brach er mit allen bisherigen Bemühungen, deutsche Siedlungen im Osten unter allen Umständen zu bewahren. Die zum gleichen Zeitpunkt eingeleitete »Heim ins Reich«-Aktion, bei der innerhalb von zwei Jahren eine halbe Million Deutsche aus dem Baltikum, Wolhynien, Galizien, Bessarabien, aus der Dobrudscha und aus Südtirol mehr oder weniger zur Umsiedlung auf Reichsgebiet

gezwungen wurden, stand im völligen Gegensatz zur bisherigen Idee vom »deutschen Osten«.<sup>19</sup> Die deutsche Regierung löste in Zusammenarbeit mit den Regierungen der betroffenen Länder einen guten Teil des »deutschen Ostens« einfach auf. Hunderttausende von Menschen wurden entwurzelt, in Jahrhunderten gewachsene deutsche Migrationskulturen im Osten Europas wurde der Garau bereitet. Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten hat mit dieser Politik ihren Anfang genommen. 1945 wechselten nur die Akteure und änderte sich der geographische Zuschnitt.

### Die Ostgrenze als *frontier* im Zweiten Weltkrieg

Allerdings verlor der »deutsche Osten« auch nach der »Heim ins Reich«-Aktion nicht seinen außerordentlich hohen Stellenwert im Dritten Reich. Der BDO war weiterhin eine bedeutende Organisation. 1934 hatte Hitler gar seinen Stellvertreter Rudolf Heß damit betraut, sich persönlich des BDO anzunehmen.<sup>20</sup> Darüber hinaus fanden die mit dem »deutschen Osten« verbundenen Aktivitäten immer auch Fürsprecher und Förderer weit über den Kreis überzeugter Nationalsozialisten hinaus. Was aber lag diesem besonderen Interesse am »deutschen Osten« abgesehen von den eher kurzfristigen, politisch-taktischen Erwägungen während des Krieges zugrunde? Was war das psychologische Motiv, dass man in Deutschland seit dem Ende des Ersten Weltkrieges so viel Aufhebens um die überwiegend agrarisch geprägten und, mit Ausnahme des Sudetenlandes, ökonomisch eher unbedeutenden deutschen Siedlungen im östlichen Europa machte?

Zur Erhellung mag ein Blick auf das Deutsche Reich als die verhinderte Kolonialmacht beitragen. Als sich die Deutschen in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts anschickten, es den anderen Großmächten gleichzutun und ebenfalls ein Kolonialreich von stattlicher Größe zu erwerben, waren die interessanten Stücke längst verteilt. Was in Afrika und im Pazifik dann doch noch zu deutschen Kolonien erklärt werden konnte, war ökonomisch und strategisch von eher zweifelhaftem Wert, insbesondere wenn man sich die enormen Investitionen in den Aufbau einer

deutschen Hochseeflotte zur Verteidigung des Kolonialreiches und der damit verbundenen politischen Kosten vergegenwärtigt. Der Verlust der Kolonien samt Hochseeflotte durch den Versailler Vertrag traf den so sehr auf sein Prestige bedachten deutschen Nationalstaat schwer. Anders als seine europäischen Rivalen Großbritannien und Frankreich und anders als die aufsteigenden Seemächte Japan und die USA spielte Deutschland weltpolitisch fortan nicht mehr in der Ersten Liga der Kolonialmächte mit. Nichts machte aus der Perspektive der damaligen Zeit den Verlust des Großmachtstatus deutlicher. Wohin aber mit dem einmal geweckten Bedürfnis, sich an seiner globalen Macht und der Exotik ferner Länder unter deutscher Flagge zu berauschen?

Die zeitliche Koinzidenz zwischen dem Verlust des Kolonialreiches am Ende des Ersten Weltkriegs und dem plötzlich ansteigenden öffentlichen Interesse an den deutschen Siedlungen im östlichen Europa ist verblüffend. Natürlich hat das wachsende Interesse an den Deutschen im Baltikum, an der Wolga oder in Siebenbürgen auch mit der völkischen Wende zu tun. Aber es geht nicht nur um die Sammlung deutschen Volkes überall in Europa. Die Existenz eines »deutschen Ostens« faszinierte die politische Publizistik der Zwischenkriegszeit gerade auch als vermeintlich koloniale, auf die Siedlungsbewegung des Mittelalters zurückgehende Errungenschaft der Deutschen. Auf diese Wiese fand die koloniale Rhetorik aus der Kaiserzeit, der mit dem Ausgang des Weltkrieges ihre Objekte in Übersee abhandengekommen waren, im Osten Europas einen neuen Gegenstand.

Die unfreiwillige Abwendung vom deutschen Überseekolonialismus und die Hinwendung zu einer vermeintlichen kolonialen Rolle der Deutschen im Osten fand auch deutlichen Ausdruck in Hitlers Programmschrift aus den zwanziger Jahren. Tausend Jahre »politischer Erlebnisse unseres Volkes«, so Hitler in »Mein Kampf«, hätten außenpolitisch nur drei »bleibende Früchte« hervorgebracht: die bayerische Ostmark, die »Erwerbung und Durchdringung des Gebietes östlich der Elbe« und den brandenburgisch-preußischen Staat als »Vorbild und Kristallisationskern eines neuen Reiches.«<sup>21</sup>

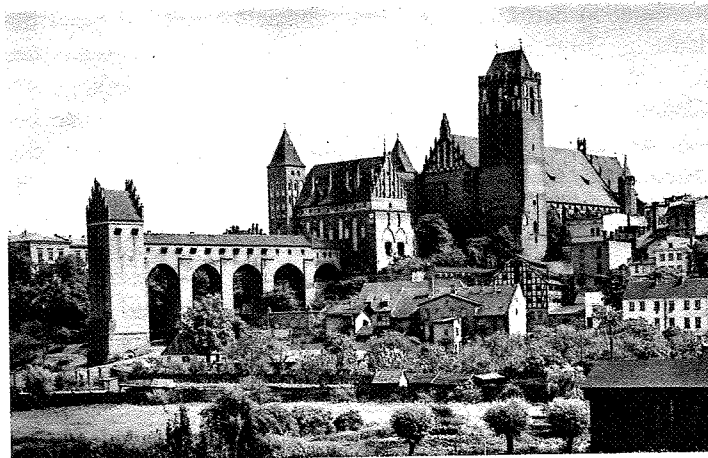


Abb. 2: Marienwerder wurde wie die übrigen Bauwerke des Deutschen Ritterordens zum Symbol für die kolonisatorischen Leistungen der Deutschen im Osten.

Nach einer Fundamentalkritik an einer seit Jahrhunderten fehlgeleiteten deutschen Außenpolitik, die das Siedlungsgebiet der Deutschen nicht entscheidend zu vergrößern vermochte, erklärt Hitler programmatisch: »Wir stoppen den ewigen Germanenzug nach dem Süden und den Westen und weisen den Blick nach dem Land im Osten. Wir schließen endlich ab die Kolonial- und Handelspolitik der Vorkriegszeit und gehen über zur Bodenpolitik der Zukunft.«<sup>22</sup>

Mit dieser Umdeutung der »Deutschen Ostkolonisation« stand Hitler nicht allein, und er konnte auf bereits vorhandenes Schrifttum zurückgreifen. Bereits im 19. Jahrhundert hatten Historiker und Publizisten damit begonnen, die mittelalterliche Ostsiedlung, die eine komplexe, sich über Jahrhunderte erstreckende europäische Migrations- und Kolonisationsbewegung war, zu einem politisch bewussten Unterfangen der Deutschen zu erklären. Sie hatten den Mythos von der »Deutschen Ostkolonisation« geschaffen, der sich bestens zur historischen Legitimierung territorialer Ansprüche im östlichen Europa instrumentalisieren ließ.<sup>23</sup> In der Propaganda des Ostmarkenvereins hatte dieser Mythos einen zentralen Platz eingenommen. Nach dem Ersten Weltkrieg

wurde er in den Dienst der Revisionspolitik mit Blick auf die deutsche Ostgrenze gestellt. Zudem bot er sich angesichts des verlorenen Kolonialreiches auch als Kompensationsideologie an. Wenn man auch in der Gegenwart kein Kolonialreich mehr besaß, so konnte man immerhin vom einstigen »Zug nach dem Osten« schwärmen, der »kolonialisatorische[n] Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter«, wie der Titel eines seit 1921 in zahlreichen Auflagen publizierten Buches des Heidelberger Mediävisten Karl Hampe lautet.<sup>24</sup>

Nicht alle begnügten sich mit dem Rückblick auf eine vermeintlich glorreiche Kolonialgeschichte im europäischen Osten. Den Mythos der Ostkolonisation konnte man auch als politische Handlungsweisung für die Zukunft verstehen. Deutlich wird dies nicht nur in den Ausführungen Hitlers, sondern beispielsweise auch in den Überlegungen, die der völkisch orientierte Historiker Max Hildebert Boehm in dem 1936 herausgegebenen Prachtband »Der Deutsche Osten« anstellte:

»Nur wer der deutschen Volkskraft, Kultur und Wirtschaftsmacht jeglichen Bewegungsspielraum entziehen will, vermag grundsätzlich den deutschen Drang nach dem Osten zu verketzern. Sendungsbewusstes Deutschtum kann also gar nicht anders, als sich offen und freimütig zu einer mehr als tausendjährigen Aufgabe im Osten zu bekennen.«<sup>25</sup>

»Wir werden im einzelnen sehen, auf welchen Wegen und Umwegen unser Volk nach jahrhundertelanger partikularistischer Zersplitterung, kultureller Selbstgenügsamkeit und Sachbesessenheit, staatlicher und wirtschaftlicher Verengung des Denkens wieder dazu gebracht worden ist, den Drang nach dem Osten als ein ewiges Anliegen unseres unruhigen Volkes, als ein Stück unveräußerlichen deutschen Völkerwanderungsschicksals zu verstehen. So ist der deutsche Osten wieder in die geweihten Träume deutscher Menschen eingegangen. Nur die rauhe Wirklichkeit, die uns heute umgibt, scheint sie in das Reich der Phantasien zu verdammen. Aber die »Realpolitiker« irren, die uns dazu verleiten wollen, die Niederlage als endgültige Schickung hinzunehmen.«<sup>26</sup>

Drei Jahre nach der Veröffentlichung dieses mit Bildern und Karten reich illustrierten, voluminösen Bandes, an dem unter der Herausgeberschaft von Karl C. Thalheim und A. Hillen Ziegfeld auch andere namhafte deutsche Historiker wie Hermann Aubin, Otto Hoetzsch, Erich Maschke oder Kurt von Raumer mitgearbeitet hatten, begann der Zweite Weltkrieg. Er wurde von der

Führung des Dritten Reiches nicht zuletzt in der Absicht geführt, Kolonialland im östlichen Europa zu erobern. Überzeugend hat Jürgen Zimmerer jüngst dargelegt, dass die Brutalität der deutschen Herrschaft im Osten mit den Begriffen herkömmlicher »Besatzung« kaum zu fassen, geschweige denn zu erklären ist. Stattdessen plädiert er dafür, von einer »Kolonialherrschaft« zu sprechen. Als solche nämlich sei die nationalsozialistische Eroberungspolitik in Polen und der Sowjetunion intendiert gewesen. Sie habe aus dem »Geiste des Kolonialismus« geschöpft und sich beim Umgang mit den unterworfenen Bevölkerungen im Osten Europas am Umgang mit den Kolonialvölkern in Übersee orientiert.<sup>27</sup>

In der Propagandaliteratur des Dritten Reiches markierte der »deutsche Osten« nach dem Ausbruch des Krieges nicht mehr ein bloßes Grenzgebiet deutscher Siedlung, sondern wurde zu einer beweglichen Frontlinie im ewigen Volkstumskampf zwischen Deutschen und Slawen umgedeutet.<sup>28</sup> Er war nun Vorposten, Brückenkopf, Bollwerk einer umkämpften Grenzzone, die sich in glücklichen Momenten deutscher Geschichte nach Osten verschob, in den unglücklichen Momenten im Rückzug begriffen war. Auf diese Weise schuf man sich im Geiste zunächst eine Ostgrenze, die der *frontier*, der nordamerikanischen Westgrenze, zu entsprechen schien. Auf diesen Zusammenhang hat Alan Steinweis vor einigen Jahren hingewiesen.<sup>29</sup> Schon deutsche Geopolitiker wie Friedrich Ratzel seien fasziniert gewesen von der Idee der *frontier*. Sie waren überzeugt, dass es die Möglichkeiten fortwährender Eroberung, Erschließung und Besiedlung neuer Räume waren, die die Gesellschaft der Vereinigten Staaten jung, dynamisch und kraftvoll gehalten hätten. Der Glaube an die Vorzüge einer beweglichen *frontier* wurde zu einer wichtigen Grundannahme des geopolitischen Denkens der zwanziger und dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts. Ihn teilten auch die Nationalsozialisten und ihre Mitstreiter, als sie die deutsche Ostgrenze in Sinne einer *frontier* zu verstehen begannen. 1936 stellte Hillen Ziegfeld im bereits zitierten Band zum »deutschen Osten« fest:

»Für ein gesundes und hochgemutes Volk ist eine bewegliche Volksgrenze wie unsrige im Osten ein Mittel ständiger Verjüngung, weil es die Gewißheit in sich trägt, dass die überlegene Haltung eines Volkes eine

stärker grenzbildnerische Kraft ausströmt als Vertragsklauseln oder wissenschaftliche Analysen.«<sup>30</sup>

An anderer Stelle schreibt er:

»Bekannt man sich zu der Anschauung, dass die Grenze als lineare Festlegung der germanisch-deutschen Vorstellung ursprünglich fremd gewesen sei, dagegen der politische Grenzraum durch die Marken als Vorfeld von Volk zu Volk in Zeiten deutschen Reichsaufbaus seine Bewährung gefunden hat und heute wieder einen neuen Sinn erhalten kann, so wird angesichts des unsichtbaren Übergangs von Rassen und Völkern im Osten die Entscheidung über die Volksgrenze um so mehr abhängig werden von der höheren Leistung, d.h. den Führungseigenschaften des einen oder des anderen Volkes.«<sup>31</sup>

Sinnvolle Kolonialpolitik, wie schon von Hitler in »Mein Kampf« dargelegt hatte, war dieser Auffassung zufolge nur Siedlungspolitik im unmittelbaren Vorfeld des Deutschen Reiches. Nur sie erlaubte den zusätzlichen Lebensraum zu schaffen. Ihr geographisches Ziel konnte sie nur im östlichen Europa haben: »Hier allein im Osten liegen die Gebiete,« wie Karl Franz Jurda in seinem »Kampf um den deutschen Osten« 1935 schreibt, »die dünn bevölkert (...) der deutschen Nation durch Geschichte und Schicksal bestimmt sind.«<sup>32</sup>

Während des Zweiten Weltkrieges wurde die deutsche Ostgrenze auch in der Praxis zum deutschen Pendant der amerikanischen Westgrenze. Der deutsche Staat schob sie in dem Maße nach Osten vor, wie er fremdes Territorium militärisch erobern konnte und mit Deutschen zu besiedeln können erhoffte. Rücksichten auf die unterworfenen »fremdstämmigen« Bevölkerungen wurden beim Versuch, mittels Kolonisierung Osteuropas zur amerikanischen Größe aufzuschließen, nicht genommen. »Wer spricht heute noch von der Vernichtung der Armenier?« – wie Hitler wenige Tage vor Kriegsbeginn, am 22. August, vor Wehrmachtsführern auf dem Obersalzberg gefragt haben soll.

Die These, dass die Nationalsozialisten den Krieg im Osten auch als Kolonialkrieg verstanden, widerspricht keineswegs jenen historischen Darstellungen, die wie Christian Gerlachs Studie über die deutsche Besatzungspolitik in Weißrussland vor allem wirtschaftliche Interessen und selbst geschaffene kriegsökonomische Zwänge für die nationalsozialistische Vernichtungspoli-

tik im Osten verantwortlich machen.<sup>33</sup> Vielmehr ergänzt sie sie, indem sie nachzuvollziehen hilft, mit welchen mentalen Strategien moralische Hemmschwellen überwunden wurden, die einer in ihrer Wirkung oft genozidären wirtschaftlichen Ausbeutung der im Osten eroberten Gebiete im Wege gestanden haben mochten. Die Idee der *frontier* sowie die aus dem Kolonialismus herührende Dichotomie von Herrenmensch und Untermensch erlaubte zunächst die Barbarisierung der unterworfenen Völker des östlichen Europa im Kopf der Deutschen.<sup>34</sup> Anschließend ließen sich unter Verweis auf die »kolonialisatorische Großtat des deutschen Volkes« selbst harscheste Maßnahmen gegen die Unterworfenen rechtfertigen.

### Der Osten als verlorenes Paradies

Am Ende des Zweiten Weltkrieges leiteten die Siegermächte die radikale Auflösung des »deutschen Ostens« ein. Nach der schon auf der Konferenz von Teheran 1943 im Grundsatz beschlossenen und 1945 auf der Potsdamer Konferenz lediglich bestätigten Amputation der deutschen Ostgebiete zugunsten Polens und der Sowjetunion, nach der formalen Auflösung Preußens im Jahre 1947 sowie der bis 1948 im wesentlichen abgeschlossenen Zwangsumsiedlung der Deutschen aus dem nördlichen Ostmitteleuropa, gab es keinen »deutschen Osten« mehr. Der Begriff diente fortan nur noch zur Bezeichnung einstmals deutscher Gebiete, aus denen die Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg vertrieben worden waren.

Für die rund zwölf Millionen Deutschen, die ihre Heimat im Osten verloren hatten, war der Verlust so traumatisch, dass er eine gewaltige Flut sentimentaler Heimatliteratur hervorbrachte. Ein großer Teil dieser Literatur erfüllte das schlichte Bedürfnis nach Erinnerung dessen, was in der Realität nicht mehr vorhanden war und was man mit fortschreitender Zeit auch immer weniger wiederzuerlangen erhoffte.





Abb. 3: »Abendstimmung am Kurischen Haff« aus Franz Burdas »Nie vergessene Heimat« von 1952. Das Bild vom »deutschen Osten« lebt von romantischen Naturbeschreibungen sowie der Vorstellung, im Osten hätten Mensch und Natur noch im Einklang miteinander gelebt.

In der gleichen Weise, wie die überall in der Bundesrepublik gegründeten Heimatmuseen die wenigen bei der Flucht und Vertreibung geretteten Utensilien sammelten und ausstellten, archivierte die Heimatliteratur Geschichten und Bilder aus dem »deutschen Osten«. Es ging um die Dokumentation des Gewesenen. Hinzu kam das Bedürfnis, den oft verständnislosen Landsleuten im Westen, die auf die Vertriebenen nicht selten mit Geringschätzung herabsahen, im buchstäblichen Sinne vor Augen zu führen, was man im Osten zurückgelassen hatte, dass der verlorene Osten dem übrigen Deutschland an kulturellem Reichtum nicht nachgestanden hatte, ja dass seine Städte und Landschaften ein wesentlicher Teil seines Reichtums gewesen waren. In der oft üppigen Illustrierung der Heimatliteratur wird das ganze Kaleidoskop ostdeutscher Baudenkmäler und Kunstschätze, moderner Großstädte, kleinstädtischer Idyllen und bäuerlicher Kulturlandschaften sowie der einzigartigen Naturdenkmäler von der Bernsteinstränden über die Masurischen Seen bis zum Riesengebirge ausgebreitet.

Aber in der naturgemäß nostalgischen und oft auch verklärenden Nachkriegsliteratur über den »deutschen Osten« findet sich auch ein über das bloße antiquarische Interesse hinausgehendes Element, das mit den Bedürfnissen der Vertriebenen nicht unbedingt etwas zu tun hatte. Es verbindet sich mit der Vorstellung, dass die Auslöschung des »deutschen Osten« mehr bedeute als Heimatverlust für die unmittelbar Betroffenen und auch mehr als die plötzliche Absenz von Orten und Landschaften, die jahrhundertlang zur deutschen Kultur und Geschichte gehört hatten. Beklagt wird der Verlust eines Teils deutscher Identität, der geographisch an den Osten gebunden gewesen sei und mit dessen Verlust selbst verloren zu gehen drohe. Der »deutsche Osten« erscheint hier als fundamental anders als das westliche Deutschland. Dem modernen, fortschrittlichen, aber durch Zivilisation »gezügelmten« Westen wird ein Osten gegenübergestellt, der in ökonomischer Hinsicht rückständig gewesen sein mochte, dafür aber auch unverdorben war von der westlichen Zivilisation. Basierend auf der kulturkritischen Dichotomie von Zivilisation und Kultur, Künstlichkeit und Natürlichkeit, Gezähmtheit und Wildheit, erfährt der »deutsche Osten« eine Stilisierung zu einer Landschaft, die sich von den Landschaften des Westens

grundsätzlich unterschieden habe, die all das geboten habe, was im Westen durch Zivilisation bereits zerstört worden sei.<sup>35</sup>

Im Bildband »Nie vergessene Heimat«<sup>36</sup>, den der ganz aus dem Westen Deutschlands stammende Verleger Franz Burda in den fünfziger Jahren herausgab, beschrieb der Literaturhistoriker, Schriftsteller und Redakteur Paul Fechter das Besondere Ostpreußens mit den Worten:

»Von den Männern, die der [Erste Welt-] Krieg in das Land zwischen Weichsel und Memel verschlagen hatte, stammten sehr viele aus dem Westen und dem Süden: sie waren nachdenklich geworden ... Sie hatten dort etwas erlebt, was es im Westen nur ganz selten noch gab: Land nämlich, das noch Land und nicht bis ins letzte vergartet war; sie hatten erfahren, was wirkliche Landschaft war, mit Größe und Weite, Stille der Wälder und Stille der weiten Wasser.«<sup>37</sup>

»Der deutsche Osten gibt ja überhaupt die stärksten, unmittelbarsten Landschaftseindrücke, weil er wirklich noch Land mit Leben allein des Landes, der Wälder und der Felder ist, nicht Sehenswürdigkeit zum Betrachtet- oder gar zum Photographiertwerden. ... Die Landschaft Ostpreußens hat das Unberührte: wenn man von dem Denkmal der Gefallenen des ersten Weltkrieges bei Rudzanny hinüberschaut in die fast abweisend schweigsame Großartigkeit dieser Weite über dem unbewegt reglosen Spiegel des Sees mit dem dunklen Wälderschweigen fern am dunstigen Rand und der unendlichen gehnten Raumweite über den Uferwipfeln, dann erlebt man dieses Gebliensein im Banne der Erde, den Rest Natur, die hier noch fortlebt.«<sup>38</sup>

Die Mythisierung des »deutschen Ostens«, wie er nach 1945 gezeichnet wurde, ist nicht vorstellbar ohne die romantisierten Naturbeschreibungen, ohne die stereotypen Schilderungen von stillen Seen und einsamen Wäldern, von Steilküsten, Wanderdünen, sturmgepeitschten Höhenrücken und dem hohen Himmel über wogenden Kornfeldern. Der »deutsche Osten« scheint direkt den Phantasien Caspar David Friedrichs entsprungen zu sein. Bei soviel einzigartiger Naturromantik möchte man natürlich fragen, wie spezifisch diese Landschaftserlebnisse wirklich waren für den »deutschen Osten«. Schließlich sind die Alpen nicht weniger eindrucksvoll als die Sudeten, hat auch Rügen seine Steilküste, und wird man auch den Schwarzwald tief und still nennen dürfen. Und was ist auf der anderen Seite über die Landschaften östlich des »deutschen Ostens« zu sagen, die ja oft

noch viel unberührter waren als dieser und ihn daher an Zauber hätten übertreffen müssen?

Für das hier behandelte Bild vom »deutschen Osten« war die Einzigartigkeit der Landschaft unabdingliches Element, so dass man immer wieder auf Erklärungen stößt, worin diese bestanden habe. So verwandte der bereits zitierte Paul Fechter einige Mühe darauf, den landschaftlichen Reiz des deutschen Ostens gegenüber den Naturschönheiten des Westens, »an deren Wurzeln überall die Kultur und ebenso die Kulturvorstellungen nagen«, abzugrenzen. Im Anschluss an seine Beschreibung der samländischen Steilküste, wo der »Wanderer ... allein ist wie am ersten Schöpfungstag«, heißt es:

»Wenn man dann nach Rügen hinüberdenkt, zu den Kreidefelsen von Stubbenkammer und den Wissower Klinken: sie sind herrlich, viel großartiger als die Steilküsten des Bernsteinlandes, aber sie sind viel mehr schon hineingezert in den Kulturbereich der Kamera, in das Abgebildete, das den, der es wieder und wieder sehen muss, ungerecht und ungeduldig gegen das Urbild macht, weil die vielen Bilder und Abbilder das Urhafte an diesem Urbild verwässert, abgeschwächt, verblaßt haben. Die Landschaft Ostpreußens hat das Unberührte.«<sup>39</sup>

Wie man den »deutschen Osten« von den noch viel unberührteren Landschaften östlich davon abzugrenzen versuchte, und was dieser Abgrenzung an Vorstellung über das Besondere des »deutschen Ostens«, zugrunde lag, mögen Karl-Heinz Gehrmanns 1951 erschienene Ausführungen »Vom Geist des Deutschen Ostens« exemplarisch verdeutlichen. Gehrmanns zufolge war die Bruchlinie zwischen einst deutschem und niemals deutschem Land schon aus dem Flugzeug zu erkennen:

»Ostpreußen war in Stadt und Land das, was der Orden und Preußen aus ihm gemacht hatte: planvolles, starkes Leben. Plötzlich aber, Überganglos, war es, als ob ein Schatten sich über die Landschaft legte: die leuchtenden Farben wichen eintönigem Grau, die geraden und geschwungenen Linien der Straßen, Feldraine verschwanden ... – und schon floß alles regellos durch- und ineinander, fahl wurde das Gras der Wiesen, und eng scharten sich kleine Felder um geduckte Kleinbauernhäuser: – man hatte eine Grenze überflogen, die zugleich Staats- und Kulturgrenze war ... Hier begann der litauische Landeskeil, über den der Deutsche Ritterorden nicht hinausgelangt war.«<sup>40</sup>

Der Zauber des »deutschen Ostens« ergab sich dieser Sicht zufolge also erst durch die Vermählung der Natur mit deutscher Kultur. Die Landschaft Litauens mag zwar ebenso unverdorben sein von der westlichen Zivilisation wie die Ostpreußens. Aber sie ist eben roh und chaotisch. Ihr fehlt die gestaltende deutsche Hand.

War man erst einmal der Auffassung, dass der landschaftliche Reiz des »deutschen Ostens« an die Präsenz der Deutschen gebunden war, dann musste die Vertreibung der Deutschen auch das Erscheinungsbild der Natur zu ihren Ungunsten verändern. Und tatsächlich lesen wir bei Gehrmann:

»Unzugänglich geworden ist das Land, das auch noch in unserem Jahrhundert die letzten, unberührten Geheimnisse barg: die Urgewalt der kuhrischen Nehrung, die tröstliche Einsamkeit Masurens, die unzerstörbare Romantik des Riesen- und Altvatergebirges. ... Während die tiefen, köstlichen Wälder verwildern oder gelichtet werden, frißt sich zähe, zerstörerisch das raschelnde Steppengras nach Westen, versinken Deiche und Buhnen, versanden Ströme, ertrinken die Niederungen. Wo aber dem Verfall gewehrt wird, geschieht es nicht um des Landes, um der geliebten Erde willen, sondern nur um Nutzen aus ihr zu ziehen. Wo einstmal der Bauer mit der ehrfürchtigen Bitte um Gottes Segen im ostdeutschen Frühling die Saat auswarf, kriecht jetzt die entseelte Maschine über endlose Felder, die keinem gehören.«<sup>41</sup>

Wo die von den negativen Folgen der Zivilisation bewahrte Landschaft und die Harmonie zwischen Mensch und Natur zum Wesenszug des »deutschen Ostens« erklärt werden, ist die Ostpreußen-Fixierung in der Nachkriegsliteratur zum »deutschen Osten« verständlich. Ostpreußen war nun einmal die östlichste Provinz des Deutschen Reiches gewesen. Sie war von der Industrialisierung nur partiell erfasst worden, wies eine niedrige Bevölkerungsdichte auf und hatte in Masuren tatsächlich weite Landstriche kaum berührter Natur zu bieten. Dagegen passten das urbane, teilweise stark industrialisierte Schlesien sowie die großen Städte Königsberg, Danzig, Breslau und Stettin kaum in das romantisierte Bild vom »deutschen Osten«. Die rauchenden Schlote des oberschlesischen Reviers, Breslaus Maschinenfabriken oder die Entladekräne des Stettiner Hafens, die zum einstigen Osten nicht weniger gehörten als seine Seen und Wälder, tauchen daher in jener Literatur zum »deutschen Osten«, der es

nicht um die Dokumentation des Gewesenen, sondern um die Stilisierung des Ostens zu einer antimodernen Gegenwelt geht, bestenfalls am Rande auf.

Deutlich überrepräsentiert ist dagegen der Elch, wurde er doch zum Symbol für die Urwüchsigkeit des »deutschen Ostens« schlechthin. Wie die Ordensburgen und Wehrkirchen, Wanderdünen und Waldseen, gehört der Elch zum festen ikonologischen Bestand der hier beschriebenen Literatur. »Man muss den Elchen begegnet sein«, heißt es bei Gehrmann, »die wie ein Stück Vorwelt durch Wälder und Bruch ziehen, um zu verstehen, warum dies ›Urtümliche‹ auch durch Orden, Preußen und 20. Jahrhundert hindurch im Menschen geblieben ist.«<sup>42</sup> Wirklich typisch für die Fauna der verlorenen Ostgebiete war der Elch vor 1945 nicht mehr gewesen. Man hatte damals im Osten Deutschlands gerade noch 200 Tiere gezählt, und auch die hatten nur in Wildreservaten überlebt. Wie im Westen striffen eher Hirsch, Reh und Wildschein durch die ostdeutschen Wälder, ohne aber je Eingang in die Bildbände zum »deutschen Osten« zu finden. Schließlich galt es ja gerade den Unterschied zwischen Westen und Osten zu betonen.

Analog zu den Großstädten und Industriezentren treten in den Bildbänden auch die Arbeiter und Stadtbürger wenig in Erscheinung. Stattdessen finden sich vorzugsweise Bauern und Fischer in den Illustrationen wieder, oft beim Ausüben traditioneller, im Westen – und vermutlich damals auch im Osten – kaum noch existenter Handwerke. Insgesamt wird die Vorstellung vermittelt, als hätten die Menschen im Osten noch im Einklang mit der Natur gelebt und unbeeindruckt von allen Veränderungen der modernen Welt weiterhin die über Generationen vererbten Traditionen gepflegt. Darüber hinaus wird der Osten auch als Ort des sozialen Friedens präsentiert, an dem die Menschen in Harmonie mit sich und ihrer Umwelt ihrer Arbeit nachgegangen seien. Typisch sind Ausführungen wie diese, die sich in einer Bildunterschrift in Burdas »Nie vergessener Heimat« finden: »In gemeinsamer, hilfsbereiter Arbeit wurde die ausbesserungsbedürftigen Keitelkähne an Land gewuchtet, und dazu erklangen im taktmäßigen Rhythmus die Strophen eines schwermütigen Kurenliedes.«<sup>43</sup>



Abb. 4: »Man muss den Elchen begegnet sein, die wie ein Stück Vorwelt durch Wälder und Bruch ziehen, um zu verstehen, warum dies ›Urtümliche‹ auch durch Orden, Preußen und 20. Jahrhundert hindurch im Menschen geblieben ist« (Karl Heinz Gehrman in »Vom Geist des Deutschen Osten«, 1951).

Mit einem Wort: Ein Teil der nach 1945 publizierten Literatur zum »deutschen Osten« machte diesen zum verlorenen Paradies, zum Raum der Unschuld und der Naturhaftigkeit, zu einem Refugium einer vormodernen Welt, die nirgends im Westen Deutschlands ihresgleichen gehabt hätte.

Von einem solchen »deutschen Osten« musste im Deutschland der fünfziger Jahre eine beträchtliche Faszination ausgehen. Die Gesellschaft der Bundesrepublik, die als Folge von Krieg, Vertreibung und Flucht aus der DDR zu einem großen Teil aus Entwurzelten bestand und vom rapiden Wandel der Wirtschaftswunderzeit und der Verwestlichung ergriffen worden war, sah sich einer dramatisch beschleunigten Auflösung von Traditionen gegenüber. Viele erlebten dies als schmerzlichen oder gar beängstigenden Verlust. Vor diesem Hintergrund bot ein romantisierter »deutscher Osten« eine Projektfläche für die bundesrepublikanischen Sehnsüchte nach Stabilität und Tradition. Was die anderen Elemente anging, die das Bild vom »deutschen Osten« vor 1945 geprägt hatten – allen voran der Mythos von der deutschen Ostkolonisation und vom ewigen Kampf mit den Nachbarvölkern –, so verschwanden diese nach 1945 nicht völlig. Aber sie traten deutlich hinter der Vorstellung vom verlorenen Paradies zurück. Der »deutsche Osten« wurde in der Bundesrepublik zum konservativen Traumland, das auch jene ansprechen konnte, die wie Franz Burda gar nicht von dort stammten.

Zudem offenbarte sich in der nostalgischen Verklärung des Ostens zu einem Land des Friedens und der Beschaulichkeit die Flucht vor der Vergangenheit des Dritten Reiches und der Dramatik des Krieges im Osten Europas. Der »deutsche Osten« hatte an daran nicht mehr Anteil als das übrige Deutschland, aber eben auch nicht weniger. In Ostdeutschland fanden die Nationalsozialisten bei Wahlen ihren stärksten Rückhalt. Der Osten war der Schauplatz der Volkstumskämpfe und der nationalsozialistischen Umsiedlungsaktionen, war geographisch immer nah dran an der Vernichtungspolitik in Polen und der Sowjetunion, wurde zum Ziel der Ausgebombten und zum Zentrum der aus dem Westen ausgelagerten Rüstungsindustrie. In den letzten Monaten des Krieges verwandelte er sich in ein einziges Schlachtfeld, auf dem die zu »Festungen« erklärten Städte wie Königsberg, Posen oder

Breslau im Kampf gegen die Rote Armee skrupellos und ohne jede Bedeutung für den Ausgang des Krieges geopfert wurden. Die hier behandelte Literatur zum »deutschen Osten« lässt von alledem nichts erkennen. Sie spiegelt immer nur die Zeit vor der großen Katastrophe wider, eine Landschaft vor dem Sündenfall. Damit ist sie Teil jener gewaltigen Verdrängungsanstrengungen der fünfziger und sechziger Jahre, in der ein großer Teil der Publikationen zum »deutschen Osten« bis in die jüngste Zeit gefangen blieb.

### Die Deutschen von heute und ihr Osten von gestern

Das Bild vom »deutschen Osten« hat sich mit den großen historischen Zäsuren von 1914, 1918, 1933 und 1945 immer wieder gewandelt. Doch seine Grundelemente haben sich über all diese Aktualisierungen als bemerkenswert stabil erwiesen. Der »deutsche Osten« war immer eine Welt fern der westlichen Moderne; seiner Verklärung lag stets ein antimoderner, antiurbaner und antiwestlicher Impuls zugrunde. Gleichzeitig erschien er als Refugium einer vermeintlich unverfälscht deutschen Kultur, die sich gerade im Osten, an der Grenzzone deutscher Siedlung, täglich neu hätte behaupten müssen und dadurch an innerer Stärke gewonnen hätte. Und schließlich galt er als Ort deutscher kolonialer Errungenschaften, in denen sich die Führungsrolle der Deutschen im östlichen Europa manifestiert hätte. In den wechselnden politischen Stimmungslagen standen die Deutschen im Osten einmal mit dem Rücken zur Wand, den Undank ihrer Nachbarn erntend, waren ein andermal auf dem Sprung zu neuen kolonialen Großtaten, oder sahen sich durch historische Ungerechtigkeiten um ihren rechtmäßigen Besitz im Osten gebracht – zum Schaden nicht nur für sie selbst, sondern für die europäische Kultur als Ganzes.

Mit realen Gegebenheiten hatte diese aus deutschen Sehnsüchten und aus deutschen Ängsten geborenen Bilder wenig zu tun. Der reale »deutsche Osten« war weniger deutsch als postuliert. Es handelte sich immer um eine Übergangszone diverser

Kulturen, die zudem über die meiste Zeit ihrer Geschichte viel weniger vom Konflikt als vom Nebeneinander unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen geprägt war. Es war ein Land der fließenden Übergänge und weniger der schroffen Abgrenzung. Auch waren die angeblichen Modernitätsdefizite des Ostens eher graduell als prinzipiell, und vielerorts, gerade wenn es um die großen Städte des Ostens wie Danzig, Königsberg oder Breslau ging, stand der Osten dem Westen auch gar nicht nach. Doch der »deutsche Osten« bot sich seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert als Projektfläche für antimoderne und antiwestliche Sehnsüchte an. Die daraus entstandenen Vorstellungen über den Osten begannen sich wie eine Schicht über ihn zu legen. Eine unvoreingenommene Wahrnehmung war bald kaum noch möglich. Der reale Osten verschwand immer mehr hinter den falschen Bildern, die man sich von ihm gemacht hatte.

Als irgendwann in den siebziger Jahren das allgemeine Interesse am »deutschen Osten« schwand, vermutlich auch, weil mit der erfolgreichen Modernisierung der Bundesrepublik und ihrer Einbindung in den Westen das Bedürfnis nach antiwestlichen und antimodernen Gegenwelten abnahm, erstarrte die Vorstellung vom »deutschen Osten« in den Bildern der fünfziger Jahre. Erst das jüngst neu erwachte Interesse an der einstigen Präsenz der Deutschen im Osten Europas, das sich schon in den achtziger Jahren vorsichtig angekündigt hatte,<sup>44</sup> aber erst durch die Öffnung der Grenzen seit 1990 zu einem breiten Phänomen im wiedervereinigten Deutschland geworden ist, wird die alten Bilder vom »deutschen Osten« auflösen. Sie kommen gegen die Flut der neuen, authentischen Bilder der aus dem Osten zurückkehrenden Reisenden nicht mehr an. Auch hat sich das politische Klima so grundlegend gewandelt, dass eine bloße Reaktivierung der alten Vorstellungen über den Osten unmöglich geworden ist. Durch den veränderten Blickwinkel verlangt der »deutsche Osten« als vergangene Realität auch weniger Wieder- als vielmehr eine Erstentdeckung. Wie die Deutschen von heute ihren Osten von gestern für sich neu entdecken, und ob sie ihn als historisches Phänomen ohne neue Mythen, Instrumentalisierungen und Klischees zu verstehen lernen, wird sich in den nächsten Jahren zeigen.

## Anmerkungen

- 1 Zur Geschichte des Ostmarkenvereins siehe Sabine Grabowski, *Deutscher und polnischer Nationalismus. Der deutsche Ostmarken-Verein und die polnische Straß 1894–1914*, Marburg 1998.
- 2 Zitiert nach Grabowski, *Deutscher und polnischer Nationalismus*, S. 65.
- 3 C. Fink, *Der Kampf um die Ostmark. Ein Beitrag zur Beurtheilung der Polenfrage*, Berlin 1897; siehe exemplarisch auch Albert Liepe, *Die Spinne. Roman aus den gegenwärtigen Kämpfen des Polentums wider das Deutschtum in der deutschen Ostmark*, 3. Auflage, Berlin 1902.
- 4 Meyers Großes Konversations-Lexikon, 6. Auflage, Leipzig 1909, Bd. 15, S. 229.
- 5 Verwiesen wurde im zitierten Lexikonartikel auf zwei Buchtitel: Fink, *Der Kampf um die Ostmark*, sowie Christian Petzet, *Die preussischen Ostmarken (Der Kampf um den Osten, 3)*, München 1898.
- 6 Friedrich Dietert-Dembowski, *Reisebilder aus dem deutschen Osten. Ein Heimat- und Wanderbuch*, Frankfurt a.M. 1909.
- 7 Friedrich Naumann, *Mitteleuropa*, Berlin, 1915.
- 8 Ebd., S. 62–63.
- 9 Ebd., S. 101.
- 10 Gerd Koenen, *Der Rußland-Komplex. Die Deutschen und der Osten 1900–1945*, München 2005, S. 325.
- 11 Siehe z.B. Richard Blanke, *Orphans of Versailles. The Germans in Western Poland, 1918–1939*. Lexington, Ky 1993, S. 32 ff; Daniel E. Miller, *Colonizing the Hungarian and German Border Areas During the Czechoslovak Land Reform, 1918–1938*, in: *Austrian History Yearbook*, Bd. 34 (2003), S. 303–317.
- 12 Siehe stellvertretend für zahlreiche Titel: Paul Roggenhausen (Hg.), *Blutende Grenzen. Deutsche Not in der Ostmark*. Bielefeld 1933.
- 13 Hermann Rauschnig, *Die Entdeutschung Westpreußens und Posens. Zehn Jahre polnischer Politik*, Berlin 1930.
- 14 Joseph Partsch, *Mitteleuropa. Die Länder und Völker von den Westalpen und dem Balkan bis zum Kanal und das Kurische Haff*, Gotha 1904. Hier nach der englischen Ausgabe: Ders., *Central Europe*, New York 1904, S. 124–142
- 15 Siehe zum völkischen Denken: Willi Oberkrome, *Geschichte, Volk und Theorie. Das »Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums«*, in: Peter Schöttler (Hg.), *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft. 1918–1945*, S. 104–27. Frankfurt a.M. 1997.
- 16 Siehe zum BDO: Karol Fiedor, *Bund Deutscher Osten w systemie antypolskiej propagandy*, Warszawa 1977.
- 17 Richard Suchenwirth, *Das Buch von der deutschen Ostmark*, Leipzig 1938.
- 18 Nicht nur die Gründer des Ostmarkenvereins, sondern auch die allermeisten Mitglieder des Ostmarkenvereins stammten aus Preußen: Grabowski, *Deutscher und polnischer Nationalismus*, S. 75–95.
- 19 Siehe zur Heim-ins-Reich-Aktion: Götz Aly, *»Endlösung«*. Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, Frankfurt a.M. 1995.
- 20 Fiedor, *Bund Deutscher Osten*, S. 15–38
- 21 Adolf Hitler, *Mein Kampf*, 405.–409. Aufl. in zwei Bde, München 1939, S. 733
- 22 Ebd., S. 742

- 23 Wolfgang Wippermann, *Der Ordensstaat als Ideologie. Das Bild des Deutschen Ordens in der Geschichtsschreibung und Publizistik*, Berlin 1979; ders., *Die Ostsiedlung in der deutschen Historiographie und Publizistik. Probleme, Methoden und Grundlinien der Entwicklung bis zum ersten Weltkrieg*, in: Wolfgang Fritze (Hg.), *Germania Slavica*, Berlin 1980, S. 41–69.
- 24 Karl Hampe, *Der Zug nach dem Osten. Die kolonisatorische Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter*, Leipzig 1921.
- 25 Max Hildebert Boehm, *Der deutsche Osten und das Reich*, in: Karl C. Thalheim and Arnold Hillen Ziegfeld (Hg.), *Der deutsche Osten. Seine Geschichte, sein Wesen und seine Aufgabe*, Berlin 1936, S. 1–18, S. 3
- 26 Ebd., S. 18
- 27 Jürgen Zimmerer, *Die Geburt des »Ostlandes«* aus dem Geiste des Kolonialismus. Die nationalsozialistische Eroberungs- und Beherrschungspolitik in (post-)kolonialer Perspektive, in: *Sozial.Geschichte* 19 Neue Folge, H 1 (2004), S. 10–43
- 28 Siehe exemplarisch: Erich Reimers, *Der Kampf um den deutschen Osten*, Leipzig 1942; Hans Hagemeyer und Georg Leibbrandt (Hg.), *Europa und der Osten*, 2. Aufl., München 1943.
- 29 Alan E. Steinweis, *Eastern Europe and the Notion of the »Frontier«* in Germany to 1945, in: Keith Bullivant, Geoffrey Giles and Walter Pape (Hg.), *Germany and Eastern Europe. Cultural Identities and Cultural Differences*, Amsterdam 1999, S. 56–69.
- 30 A. Hillen Ziegfeld, *Die Grenzen der Deutschen im Ostraum*, in: Thalheim/Ziegfeld, *Der deutsche Osten*, S. 39–54. S. 54.
- 31 Ders., *Die Lebensgesetze des deutschen Ostens*, in: Thalheim/Ziegfeld, *Der deutsche Osten*, S. 595–602, S. 596.
- 32 Karl Franz Jurda, *Der Kampf um den deutschen Osten. 100 Bilddokumente deutscher Not und deutscher Hoffnung*, Berlin 1935, S. 18.
- 33 Christian Gerlach, *Kalkulierte Morde. Die deutsche Wirtschafts- und Vernichtungspolitik in Weißrußland 1941 bis 1944*, Hamburg 2000.
- 34 Zimmerer, *Die Geburt des »Ostlandes«*, S. 19.
- 35 Siehe dazu auch: Hubert Orłowski, *Lost Paradise? Verlorene Welten in Literatur und Erinnerung*, in: Dietrich Beyran (Hg.), *Blick zurück ohne Zorn. Polen und Deutsche in Geschichte und Gegenwart*, Tübingen 1999, S. 105–122.
- 36 Franz Burda (Hg.), *Nie vergessene Heimat. Das Bilderbuch vom Deutschen Osten*. 2. erw. Aufl., Offenburg 1952.
- 37 Paul Fechter, *Ostpreussen*, in: Burda, *Nie vergessene Heimat*, S. 5–80, S. 7.
- 38 Ebd., S. 11–12.
- 39 Ebd., S. 11–12.
- 40 Karl Heinz Gehrmann, *Vom Geist des Deutschen Ostens*, in: Lutz Mackensen (Hg.), *Deutsche Heimat ohne Deutsche. Ein ostdeutsches Heimatbuch*, Braunschweig 1951, S. 129–157, S. 137.
- 41 Ebd., S. 129.
- 42 Ebd., S. 138.
- 43 Burda, *Nie vergessene Heimat*, S. 64.
- 44 Siehe etwa Karl Schlögel, *Die Mitte liegt ostwärts. Die Deutschen, der verlorene Osten und Mitteleuropa*, Berlin 1986.